

Germanistik und Mythologie

Überlegungen zur Rekonvaleszenz der Altgermanistik *

Die These: Die Altgermanistik, Keimzelle der Germanistik, ist mythologiegeboren, sie ist, namentlich in „schweren Zeiten“, mythologieanfällig, und sie ist heute mythologierückfallverdächtig.

Definition: Ich unterscheide für den Bedarf dieser Abhandlung altgermanistisch-schlicht zwei Klassen von Mythen. Mythen erster Klasse sind fiktionale Strukturierungen von Ur- und Vorzeit, also Erzählungen von Göttern, Dämonen, Heroen und unberührter Natur. Mythen zweiter Klasse sind (utopieverdächtige) Verklärungen geschichtlicher Ereignisse. Das Weltbild beider Mythensorten ist rundgeschlossen und wunder-voll.

Die Beispiele: (1.) Altgermanistik und Romantik: die Brüder Grimm und Schelling; (2.) Altgermanistik und Faschismus: Hans Naumann und Hitler; (3.) Altgermanistik und Feminismus: Heide Göttner-Abendroth und das Matriarchat.

Die Präferenzen: Meine Zuneigung gilt (1.), meine Abneigung (2.), mein ironisch-distanziertes Interesse (3.). Ich beginne aber mit (0.).

(0.) Die Anfälligkeit zur Mythologie

Daß ich mich mit Mythen und Mythologie in Zusammenhang mit der Altgermanistik befaße, ist kein Zufall, sondern eine Verbeugung vor dem Zeitgeist, wie er sich etwa in den Zeitanalysen von Hans Blumenberg oder Odo Marquard objekti-

viert. Blumenberg hat die Gier nach Mythen „Zeiten mit hohen Veränderungsgeschwindigkeiten ihrer Systemzustände“¹ zugeschrieben; Marquard schließt aus der enormen Neuerungsgeschwindigkeit der Gegenwart auf eine neue Kindlichkeit: „Denn in unserer Lebenswelt kehren jene Situationen immer seltener wieder, in denen und für die wir unsere Erfahrungen erworben haben. Darum rutschen wir – statt durch stetigen Zuwachs an Erfahrung und Weltkenntnis selbständig, d. h. erwachsen zu werden – zunehmend stets aufs Neue (!) in die Lage derer zurück, für die die Welt überwiegend unbekannt, neu, fremd und undurchschaubar ist: das ist die Lage der Kinder“². Kindlichkeit, so weiß man, macht anfällig für Märchen, auch Mythen – die Grenze zwischen beiden ist ohnehin bisweilen durchlässig –, für Texte mit Wunderwelten, die Sekurität, Geborgenheit und ein sicheres Wissen um die Zukunft ausstrahlen. Für solche Texte mit solchen Welten reklamiert der Altgermanist Zuständigkeit. Die bittere Wirklichkeit, wie sie in den Dichtungen des späteren Mittelalters sich – zunächst meist unflätig – breit zu machen beginnt, beobachtet er nur mit größtem Mißtrauen und überläßt sie, je später desto lieber, dem Neugermanisten. Dessen Gewährsmänner aus der Epoche der Aufklärung wollten die Wunder, wenn überhaupt – man erinnere sich an den Streit der Johanne Gottsched, Bodmer und Breitinger –, allenfalls stirnrunzelnd gelten lassen. Nach dem Rückfall der Romantik, der, Glück meines Themas, auch ein Rückfall ins Mittelalter war, wurden die Wunder

* Der Abhandlung liegt ein am 13. Juni 1985 an der Universität Hannover im Rahmen einer Semester-vortragsreihe „Germanistik und literarische Bildung“ gehaltener Vortrag zugrunde.

während des 19. Jahrhunderts mehr und mehr ad acta gelegt. Doch heute haben sie gegen alle Aufklärung, gerade die der sog. Siebziger Jahre, neue Konjunktur: die allerorts aus dem Boden sprießenden Fantasy-Romane, die mit mittelalterlichem Bildmaterial und mit mittelalterlichen Denkmustern arbeiten, sind ein scheußliches Zeugnis dafür. Da reist wieder Artus mit seinen Rittern durch die schöne, burgenbesetzte Natur, da brüllen allerhand Monster feuerspeiend durch die Nebelschwaden, schleichen Feen und Hexen umher, strahlt schönblond der herrliche Held, nicht nur des Sieges, sondern auch der lieblichen, vor allem keuschen Maid sicher. Wagner, einer der letzten großen Mythenmacher, auch er das Mittelalter, sein Mittelalter vor Augen, füllt die deutschen Theater wie seit dem Faschismus nicht mehr. Kurzum: das Wunder hat sich erholt, und mit ihm erholt sich die Altgermanistik, der die Aufklärung der sog. Siebziger Jahre fast den Todesstoß versetzt hatte.

Ein Natur-Wunder, insofern die neuen Mythen, wie, nach Claude Lévy-Strauss, alle Mythen, auch Wagners „Götterdämmerung“, Rückfälle in die Natur sind.

Die neuen Mythen sind grün, nicht blau wie einst die romantischen, obgleich ihnen in manchem nicht unähnlich. Wunder in „schwerer Zeit“: blaue am Ende des alten Kaiserreiches, als Napoleon Europa mit Krieg überzog – Novalis' Roman „Heinrich von Ofterdingen“, der das Symbol der blauen Blume entwickelt, entstand 1799 und wurde 1802 veröffentlicht; braune, während Hitler Deutschland mit Terror, dann auch Europa mit Krieg überzog; grüne in der Angst vor der technologischen Zerstörung der Natur und der atomaren Vernichtung der Erde.

Die neuen Mythen, wie alle, laden zur Flucht und Utopiebildung ein. Hier ist die kritische Reflexion des Wissenschaftlers

gefordert, das Erbe der Aufklärung, dessen die Gegenwart überdrüssig geworden zu sein scheint. So muß, um es fachspezifisch gehörig einzuengen, der Altgermanist zum Spürhund für Mythen und Mythenbildungen werden und die Mythen wenigstens anbellern, selbst wenn dies seinen erneuten Niedergang bedeutet, insofern ja ihre Konjunktur die Bedingung seiner Rekonvaleszenz ist.

(1.) Das Nibelungische in der Geschichte: die Brüder Grimm und Schelling

Schellings Philosophie, als „System des transcendentalen Idealismus“ um die Wende zum 19. Jahrhundert entwickelt, ist eine sehr flexible Philosophie und nur gewaltsam zu vereinfachen. Ich wende diese Gewalt an und stelle zusammen, was den Grimms augenscheinlich wichtig war. Sie haben sich nur die philosophischen Rosinen herausgepickt und beiseite gelassen, was sie nicht mochten oder nicht verstanden: „(. . .) manches verstehe ich noch nicht, oder schwer, allein ich bin auch in die Terminologie gar nicht eingewohnt“, gestand Jacob seinem Bruder Wilhelm; dann aber: „(. . .) vieles ist mir klar und herrlich“³. Nach solchem Auswahlprinzip las auch Wilhelm: „(. . .) es ist manches Schöne darin und manche historische Idee“⁴. Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling:

Der Urzustand ist die Zeit der absoluten Identität, alle (späteren) Gegensätze der Welt sind im „absoluten Ich“ (Gott, das Absolute, die Natur) vereinigt. Dies ist ein rein intellektuelles Prinzip (Idee, absolutes Bewußtsein), aus dem heraus sich die Welt entfaltet, weil es absolute Tätigkeit (absolutes Werden) ist. Sofern es sich gegenüber noch kein Objekt hat, ist es ohne Bewußtsein (ohne Individualität, „bewußtlos“); indem es aber aus sich herausdrängt („Hunger nach Sein“), wird es schöpferisch und produziert sein Gegenüber (Objekt). So wird es sich seiner selbst bewußt („Selbstbewußtsein“). Das Ich schaut sich selbst in der Abfolge seiner Vorstellungen an („intellektuelle Anschauung“); weil es das Objekt setzt, zerströmt es nicht ins Unendliche.

Die Welt entfaltet sich in Gegensätzen, die – nach dem Muster der Urproduktion – allmählich auseinander hervor- bzw. ineinander übergehen. Aus solcher ideeller Produktion entsteht auch die Materie (über Zwischenformen wie Gas, Elektrizität, Magnetismus). Im absoluten Ich ist also alle Zukunft wie in einem Keim angelegt. Um aber das Objekt als Objekt überhaupt anschauen zu können, muß das Ich „einen vergangenen Moment als Grund des gegenwärtigen setzen, die Vergangenheit entsteht also immer wieder nur durch das Handeln der Intelligenz“⁵. Der Mensch verläßt seinen Naturzustand, indem er an ihn gebunden bleibt, und er wird dadurch sich seiner selbst bewußt.

In einem unendlichen Prozeß kommt das absolute Werden zur Ruhe des absoluten Seins. Dann erst wird Gott *sein*, der zuvor sich nur *offenbarte*. So ist die Vollkommenheit der Geschichte am Anfang angelegt, aber erst am Ende verwirklicht.

Das Absolute offenbart sich in drei Perioden, die Schelling einmal Schicksal, Natur und Vorsehung nennt⁶, ein andermal, vertauschend, Natur, Schicksal und Vorsehung⁷. Die erste Periode, das Schicksal bzw. die Natur, ist eine tragische, in der die Wunder der alten Welt untergehen: „(...) der Untergang der edelsten Menschheit, die je geblüht hat, und deren Wiederkehr auf die Erde nur ein ewiger Wunsch ist“⁸. Die zweite Periode, die Natur bzw. das Schicksal, führt „allmählich (...) eine mechanische Gesetzmäßigkeit in der Geschichte“⁹ herbei; die dritte läßt die Geschichte als Vorsehung, als planvollen Ablauf offenbar werden. An ihrem Ende wird Gott *sein*, d. h. alle Geschichte aufhören. Des Menschen Ziel ist die Erweiterung seiner Persönlichkeit ins Unendliche, ein Ziel zum Tode: „Alles Leben beruht auf der Verbindung eines an sich Unendlichen mit einem Endlichen, und das Leben als solches erscheint nur in der Entgegensetzung dieser beiden. Wo ihre höchste oder absolute Einheit ist, ist, relativ betrachtet, der Tod, aber eben deswegen wieder das höchste Leben“¹⁰.

Als Jacob Grimm die Geschichte der Sprache beschrieb, faßte er diese Gedanken in das Bild der Pflanzengeschichte, das sich alter Tradition verdankt: „es sind laub, blüte und reifende frucht, die, wie es die natur verlangt, in unverrückbarer folge neben- und hinter einander eintreten“¹¹. „(...) wie es die natur verlangt“: Die Grimms mochten den intellektualisierten, verdünnten Naturbegriff Schellings nicht, sie dachten sich alles ein bißchen wirklicher, ließen sich aber von der

Begrifflichkeit des Bewußtlosen mitreißen. Ebenso zuwider war ihnen Schellings Gott, „der in sich noch eine Natur habe, welche erst das Rechte sei“¹². Sie hielten sich die Option auf Wunder und Geheimnis offen – zugänglich vorzugsweise den „reinen Gemütern“: „und in allen den sagen von geistern, zwergeren, zauberern und ungeheuern wundern ist ein stiller aber wahrhaftiger grund vergraben, vor dem wir eine innerliche scheu tragen, welche in reinen gemütern die gebildetheit nimmer verwischt hat“¹³.

Zwar wird also die Denaturierung der Natur gescheut, und das heilige Wunder des Anfangs bleibt unangetastet, dennoch fließt die mythologiefilosofische Weltaltertriade in die philologische Arbeit ein, und es wird von dieser (über Joseph Görres und andere Popularphilosophen vermittelten) Triade ausgegangen, nicht etwa von der sog. empirischen Arbeit. Erst die spätere entmythologisierende Wissenschaftsgeschichtsschreibung der Germanistik hat versucht, die Grimmsche Philologie als „Resultat empirisch begründeter Einsichten“¹⁴ erscheinen zu lassen und hat die Affinität zur Mythologiefilosofie als einen zeitbedingten und deshalb verzeihlichen Sündenfall heruntergespielt¹⁵. Zur Konkretisierung einiges aus den Überlegungen der Grimms zum Nibelungenlied.

Das Interesse der beiden Brüder richtete sich weniger auf das überlieferte Lied des 13. Jahrhunderts als auf das Thema des „Nibelungischen“. Nicht den Niederschlag der Geschichte in diesem Lied, sondern den Niederschlag von dessen Thema in der Geschichte wollte Jacob untersucht wissen: „wir würden nicht über das geschichtliche im Nibelungenliede, sondern über das Nibelungische in der altdeutschen geschichte geschrieben haben“¹⁶ – so die Polemik gegen einen, der es anders, eben wie üblich, machte. Das „Nibelungi-

sche“, die Idee der Nibelungen, deren Fabel, die „keine erdichtung“, sondern wahrhaftige dichtung“¹⁷ ist, steht vor der Geschichte. Es ist das epische Thema der Deutschen, ein Thema aus der ältesten – epischen, zugleich mythischen – Zeit der Menschheit¹⁸: „Mythologie ist die notwendige Bedingung und der erste Stoff aller Kunst“¹⁹. Dies ist die Zeit der noch nahen Identität, die im Epos zurückholbar ist: „Von dem epischen Gedicht als der Identität ging die Poesie aus, gleichsam als von einem Stande der Unschuld, wo alles noch beisammen und eins ist, was später nur zerstreut existiert, oder nur aus der Zerstreuung wieder zur Einheit kommt“²⁰.

Grimm bestimmt das „Nibelungische“ als „etwas überzeitliches, in die menschengeschichte eindringendes, als ein stärkeres sie bewältigendes, und so zu sagen ertönen manchendes“²¹. Die Themen, die „thaten und geschichten“ der epischen Poesie geben „gleichsam einen laut von sich (...), welcher forthallen musz und das ganze volk durchzieht, unwillkürlich und ohne anstrengung, so treu, so rein, so unschuldig werden sie behalten, allein um ihrer selbst willen“²². Poesie und Geschichte treiben „als Epos, aus einer Wurzel, und beide blühen nebeneinander“²³. Die Fabel setzt sich an die historische Tat und gebiert so das Epos²⁴. Deshalb beruht das Nibelungenlied auf Wahrheit, es liege „durchaus Geschehenes zum Grund“²⁵, meinte Wilhelm einmal. Sage und Geschichte seien verwandt, „welche Verwandtschaft man immerhin aus dem ewig zu sich zurückkehrenden menschlichen Geiste erklären kann“²⁶. Dies fügt sich präzise in Schellings Philosophie.

Das „Nibelungische“, das in die Menschengeschichte eindringt, ist stärker als die (aktuelle) Geschichte und ein Bote aus jener Zeit der „edelsten Menschheit (...), deren Wiederkehr auf die Erde nur ein

ewiger Wunsch ist“²⁷. Die „alten Menschen“ feiert auch Jacob: „Die alten Menschen sind größer, reiner und heiliger gewesen, als wir, es hat in ihnen und über sie noch der Schein des göttlichen Ausgangs geleuchtet“²⁸.

Das erkennende Subjekt leidet an der Geschichte, aber es erhebt keine Verfallsklage; es schöpft Zuversicht aus der Gewißheit einer zukünftigen Vervollkommnung der Welt: „Ich glaube, spüre und traue, daß etwas Göttliches in uns ist, das von Gott ausgegangen ist und uns wieder zu ihm führt. Dieses bleibt und lebt immer im Menschen und wächst wie ein Feuer aus sich selber groß, aber historisch, d. h. in unsern Zeitbegriffen aufgefaßt, offenbart es sich sehr verschieden, im Verhältnis zu dem irdischen, menschlichen“²⁹. Der epische Anfang ist, wie auch der der Sprache, nicht vollkommen³⁰.

Mythologie ist „prophetische Anticipation“, sie „muß nicht nur das Gegenwärtige oder auch Vergangene darstellen, sondern auch die Zukunft begreifen“³¹. Also wäre die Geschichte der Deutschen die Geschichte der Nibelungen: „so dürfen wir nicht länger zweifel tragen, dasz in den alten Nibelungen die erste herrlichkeit deutscher geschichte nur zu lange verborgen gelegen habe“³². Die Dichtungen wirken „als ein Nebel, durch den wir die entfernte Zeit der Urwelt und einzelne große Gestalten erkennen, die sich auf ihrem dunklen Hintergrund bewegen“³³. Die nibelungische Idee, so dürfen wir uns dies wohl vorstellen, hat sich bei den Deutschen niedergelassen, so wie die homerische bei den Griechen; beide Kinder der einen großen epischen Idee der Menschheit.

Die Philologie, die dem epischen Prozeß zurückfolgt, greift nach Gott: „Denn das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen“³⁴. Sie verfolgt dessen Spuren in

der Geschichte: „Die Aufgabe ist fürs erste wohl nur diese: die im Ganzen sowohl, als in den Einzelnen ruhende Idee aufzuhellen und die Spur der ihnen ohne Zweifel innewohnenden Göttlichkeit so hoch als möglich zu verfolgen“³⁵. Die Trauer über die Geschichte verlangt den Trost des Ursprungs, weil er über die Gegenwart hinaus Licht auf die Zukunft wirft: „aller trost aber, den wir aus der geschichte schöpfen, beruht eben auf unserer genossenschaft und gleichheit mit den gewesenen menschen, da wir gott nie gleich werden können“³⁶.

Das Epos ist die Identität – aus diesem Satz folgte für Schelling dessen „Unschuld“ und „Bewußtlosigkeit“³⁷. Jacob formulierte in gleichem Sinne: „Die alte Poesie ist unschuldig und weiß von nichts“³⁸. Und Wilhelm: „Die Volkspoesie lebt gleichsam in dem Stand der Unschuld, sie ist nackt, ohne Schmuck, das Abbild Gottes an sich tragend“³⁹. Beide Brüder variierten diesen Gedanken, der nur im Rahmen der romantischen (Schellingschen) Naturphilosophie verständlich ist, vielfach, sie brachten die Bilder von Kindheit und Naivität, Reinheit und Keuschheit hinzu; „ein schneeweißes Hemd“ wurde den Nibelungen verglichen⁴⁰. Die Verlautbarungen der ursprünglichen Menschheit waren Poesie, Naturpoesie. Diese Poesie der Natur ging mit zunehmender Reflexion und Bildung in Kunstpoesie über. Wie nach der Identitätsphilosophie (Schellings) die Gegensätze nur allmählich ineinander übergehen, dabei durchaus alte Reste bewahrt werden können, so gab es eine breite Übergangszone zwischen Natur- und Kunstpoesie. Diese bedeutete keinen Abstieg der Poesie, war sie doch die notwendige Folge der Naturpoesie.

Naturpoesie, die die Geschichte eines Volkes, einer Nation, aufnimmt, wird zugleich Volks- und Nationalpoesie. Die

Grimms gehen mit dieser Begrifflichkeit verhältnismäßig sorglos um – ganz anders als etwa ihre Widersacher, die Brüder Schlegel. Eine solche Poesie, so Jacob, „dichtet nicht der beschränkte sinn eines einzelnen, so das Nibelungenlied, so der Homer“⁴¹. Daß Naturpoesie sich selbst dichte, war für die beiden Grimms immer eine ausgemachte Sache, ist dies doch auch eine Folge der epischen Identität: „(...) so ungereimt ist es, ein epos erfinden zu wollen, denn jedes epos musz sich selbst dichten, von keinem dichter geschrieben werden (...) aus dieser volkmäßigkeit des epos ergibt sich auch, dasz es nirgends anders entsprungen sein kann, als unter dem volke, wo sich die geschichte zugetragen hat“⁴². Schelling hatte das Erzeugnis der Natur als ein „bewußtlos hervorgebrachtes“ bestimmt: „Die Natur fängt bewußtlos an und endet bewußt“⁴³. Er hatte die neue Mythologie nicht als „Erfindung des einzelnen Dichters, sondern eines neuen, nur Einen Dichter gleichsam vorstellenden Geschlechts“ entstehen lassen⁴⁴, und er hatte wie die Grimms mit Wolfs Homertheorie geliebäugelt.

Die Mythologie, deren Bestimmungen in den hier relevanten Punkten identisch sind mit der Epik, vermittelt die Wende des weltgeschichtlichen Prozesses zu Gott, sie ist „das Mittelglied der Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie“⁴⁵. Jacob beschreibt diese Mittlerfunktion in der für ihn typischen Metaphorik: „die poesie, das epos ist nun gerade diese nährende mitte, diese irdische glückseligkeit, worin wir weben und athmen, dieses brod des lebens“⁴⁶. Er wollte erforschen, „wie eine große, epische Poesie über die Erde hin gelebt und gewaltet hat, nach und nach von den Menschen vergessen und verthan worden ist, oder nicht einmal ganz so, sondern wie sie immer noch davon zehren“⁴⁷.

Der Philologe richtet seine Arbeit auf die frühe Menschheit, um die zukünftige zu ahnen. Er gestaltet die Zukunft im Blick auf die Vergangenheit. Die Vergangenheit der Deutschen ist im „Nibelungischen“ greifbar, das ihre Geschichte wieder und wieder ergriff und prägte. (Die Grimms haben es nicht näher bestimmt.) Rosige Zeiten scheinen da nicht bevorzustehen – oder doch? Wie, wenn das Schlimmste, die Zeit des Tötens und Mordens, schon vorbei wäre? Hoffnung kann sich einreden, wer Dietrich, den Helden des Nibelungenepos, der am Ende den bösen König (Gunther von Burgund) und den bösen Vasallen (Hagen von Tronje) gefangen nimmt, gehörig aufwertet, ihn quasi utopiefähig und -trächtig macht, ganz im Sinne der germanischen Seherin: „Die Sonne verlischt, / das Land sinkt ins Meer; / vom Himmel stürzen / die heitern Sterne. / Lohe umtost / den Lebensnährer; / hohe Hitze / steigt himmelan. (...) Seh aufsteigen / zum andern Male / Land aus Fluten, / frisch ergründend: / Fälle schäumen; / es schwebt der Aar, / der auf dem Felsen / Fische weidet“⁴⁸.

Hoffnung in grün. Dem Dichter des Nibelungenliedes wird man sie allerdings nicht unterschieden können, wie sehr auch seine utopiebedürftigen Interpreteten vom 19. Jahrhundert bis heute dies versucht haben.

(2.) Hitler als Dietrich: Hans Naumann

Hans Naumann gehörte zu den schillerndsten Figuren des germanistischen Faschismus, ein glühender Verehrer Hitlers war er ebenso wie ein Verteidiger Thomas Manns, der ins Exil hatte gehen müssen. Seine Sammlung von Reden und Aufsätzen unter dem Titel „Wandlung und Erfüllung“ (1933) widmete er dem Dichter Stefan George und Hitler zu gleichen Tei-

len: „(...) ihnen beiden, in geheimnisvoller Weise zueinander gehörig, Führern zu geschichtlichem Willen und zu heroischer Haltung aus dem Sumpfe jenes Ungeists, der die Gesinnung an die Materie band (d. h. des Marxismus); ihnen beiden, in denen sich die germanische Idee von Führertum und Gefolgschaft endlich aufs neue erfüllte (...)“⁴⁹. Als Hitler auf der Tannenbergsfeier (August 1934) von dem toten Hindenburg Abschied nahm mit den Worten: „Toter Feldherr, geh nun ein in Walhall!“, da kommentierte Naumann ergriffen: „Seit einem Jahrtausend sprach kein germanischer Staatsführer mehr so“⁵⁰. Er rekonstruierte ein germanisches Weltbild („altgermanische Philosophie“⁵¹), das er in vielfacher Übereinstimmung mit der Existenzphilosophie Martin Heideggers sah. Anders als nicht wenige seiner Kollegen, die zwar den „Umbruch“ noch freudig begrüßten, sich dann aber, als die terroristischen Praktiken des Nationalsozialismus mehr und mehr deutlich wurden, zurückzogen, blieb er seinem Idol Hitler treu.

Naumann vertraute dem Mythos der germanischen Seherin, den er zwiefach formulierte; poetisch: „Es hebt sich die Erde zum anderen Male in ewigem Grün aus dem Grunde der See“, und weniger poetisch: „In Ruinen behagt es Germanien nicht“⁵². Die große Schlacht am Ende, dies sollte zunächst der Erste Weltkrieg sein, das neue Grün Hitlers Usurpation. So dachte nicht nur Naumann; hören wir den Goethe-Forscher Hermann August Korff: „Die Entscheidung ist gefallen, unser Schicksal hat sich enthüllt, die Nacht ist von uns gewichen, und wie wir uns in der Helle umsehen, wissen wir: eine neue Epoche der deutschen Geschichte ist angebrochen – und uns ist die Gnade zuteil geworden, dabei zu sein“⁵³. Bilder der Zeitenwende von Caesars Überschreitung des Rubicon bis zu Goethes „Kampagne

in Frankreich“. Tiefer in den historischen Schaukasten griff der Herausgeber der Germanisch-Romanischen Monatsschrift Franz Rolf Schröder und förderte Mythologisches zutage: Von „gewaltigen Umwälzungen“ sprach er, von „Jahren der Entscheidung“, man ahne „dumpher oder klarer, daß eine ganze Weltordnung, ein jahrhundertealter Kosmos“ versinke, vielleicht dürfe man die „endgültige Gestalt“ dessen, was nun „die Geschicke der Welt auf Jahrhunderte hinaus bestimmen“ werde, nicht mehr „schauen“, aber man erlebe seine „Formwerdung im tiefsten“ mit: „Eine neue Weltepoche steigt aus den geheimnisvollen Tiefen der Erdseele empor“⁵⁴. Schröder erlag jedoch keiner Hitler-Euphorie, er beschwor im mythischen Bild die Ruhe gegen die „Sturmeswehen der Zeit“⁵⁵ und setzte auf „sittliches Verantwortungsbewußtsein“, auf rationales Handeln gegen kollektive Zwänge. Seine Definition des heroischen Ethos: „Der Mensch (...) steht völlig auf sich allein, ganz in der eigenen Brust entscheidet sich eigenes und anderer Schicksal, nicht blindlings, nicht willkürlich und hemmungslos“⁵⁶. Da war Naumann aus anderem Holz geschnitzt: „Nicht die moralisch Besten, Bravsten und Frömmsten rufen sie (die Götter) zu sich nach Walhall“⁵⁷. Schröder klammerte sich an das, was unterging; kein Jubelnder Aufbruch, sondern Trauer. Hier weiß er sich eins mit den alten Dichtern: „Daraus begreift sich die tiefe Schwermut, die die Dichter jener Zeit beseelte, die Trauer um das Hohe und Schöne der Vergangenheit, dem keine Wiederkehr bestimmt, das aber leuchtend niedergegangen (...) jene edle Trauer, die immer wieder in den Tagen einer großen Weltenwende in die Seelen der Edelsten einzieht, seltsam gemischt mit dem festen Glauben an eine künftige verjüngte Schöpfung“⁵⁸. Dies ist die Trauer Schellings und der Brüder Grimm.

Anhand seiner Nibelungenstudien formulierte Naumann die Aktualität des germanischen Mythos jeweils zeitgerecht um. 1932 feierte er die Entscheidung des Markgrafen Rüdiger für die Vasallität und gegen die Freunde als einen „germanischen Augenblick in der deutschen Kunst“; nun sei der Tod im Epos nicht mehr traurig, alles Christliche sei wie weggeblasen, das Sterben liege „sozusagen völlig auf der germanischen Ebene“, es sei „der nackte, sachliche, heroisch-gesättigte oder heroisch-freudige Tod der germanischen Frühzeit“⁵⁹. Zehn Jahre später, in der Wirklichkeit des Sterbens, galt es Hoffnung aufzubauen. Nun klagte Naumann, daß im Nibelungenlied kein Held sei, in dem das Volk „sein besseres Ich“⁶⁰ wiedererkennen könne, und es fehle vor allem die Reichsidee: „Gerade das deutsche Volk hat sich doch gerettet aus dem germanischen Untergang mit Hilfe der Kaiser- und Reichsidee“. An der epischen Untergangsvision des Nibelungendichters mochte sich allenfalls eine militärische Elite aufrichten, nicht aber ein ganzes Volk: „Zu tiefstem Leid und zu tiefster Trauer bewegt dies alles uns nur“. Deshalb konnte die Dichtung nicht das Nationalepos sein, als das sie immer wieder bis in die Gegenwart gefeiert wurde: dann hätte die Sehnsucht nach dem Leben stärker sein müssen, hätte es keinen Todesrausch geben dürfen. Augenscheinlich war die Dichtung als Spiegel der Nation während des Zweiten Weltkrieges zu wirklich geworden, und Naumann verweigerte sich dieser Wirklichkeit: „Aber gerade angesichts der überreichen Todesernte dieser Dichtung, die mit einem hoffnungslosen Massentode alles germanischen Kriegsvolkes endet und selbst dem Berner (d. i. Dietrich) mit seiner amelungischen Gefolgschaft alle weiteren Möglichkeiten grausam und restlos zerschlägt, erwacht doch wohl unser Widerspruch. Wir kön-

nen über Größe und Adel den Untergang doch nur vorübergehend vergessen (...) Wenn wir so nun, schmerzlich bewegt und nur zögernd, dem ‚Nibelungenlied‘ den Charakter (...) unser Nationalepos zu sein, absprechen müssen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil es doch die tragischste Dichtung ist, die es überhaupt auf Gottes Erdboden gibt, wir uns aber einfach weigern, die Geschichte unseres Volkes demgemäß zu begreifen oder zu deuten (...).“

Der Krieg verringerte zwar die Trennung zwischen faschistisch-germanisierender Phantasie und der Wirklichkeit, aber die Phantasie war noch lange nicht bereit, sich mit der Wirklichkeit zu versöhnen: „Aber die Frage, ob das Lied (...) ganz unbewußt unsern Nationalcharakter enthülle, wollen wir von (!) so dunklem und spekulativ schmerzlichem Grund lieber gar nicht erst stellen“. So blieb die Hoffnung, die sich aus Geschichte und Mythos nährte, nun eine imperiale Hoffnung wider die weltbürgerliche der Romatiker, und mit ihr blieb die Hoffnung auf ein neues Nationalepos. Es ist die Hoffnung des germanischen Mythos: „Und wenn sich in all den großen Gestalten, in ihrer Treue zu sich selbst und zu den Freunden, in ihrer Haltung zum Schicksal usw. entscheidende Grundkräfte unseres Volkes offenbaren, wäre dann nicht die poetische Gerechtigkeit nur desto mehr uns jenen lichten Ausblick schuldig, den doch sogar die Tragik des altgermanischen Mythos mit dem Ausblick auf die neue Erde und die Wiederkehr Balders uns nicht vorenthält?“ Das gegenwärtige Reich besitze schon ein Nationalepos mit jenem „Ausblick“, und zwar in Hitler: „Im Dritten (Reich) wird gewiß die erlösende Stunde schlagen, es besitzt ja bereits in dem einzigen Manne und in der Geschichte seiner Erscheinung ein Nationalepos urältester Struktur (...) man brauchte es nur in Ver-

se zu gießen“. Der neue Held sollte, in der Tradition der deutschen Epik, den Namen Dietrich erhalten.

(3.) Matriachale Trümmer: Heide Göttner-Abendroth und der gehörnte Siegfried

Weiter geht es zurück, nun wirklich zu den Müttern. Nach der goldenen Kaiserzeit des Mittelalters, nach der germanischen Vorzeit nun das Matriarchat – irgendwo vor den schon patriarchal verderbten Indogermanen. Nichts ist nachgewiesen, nichts nachweisbar⁶¹. Dennoch, der unaufhaltsame Rückschritt nährt die Rekonstruktionslust. Vor aller Geschichte, so die feministische, nicht zuletzt Marx und Engels abgeschautete These – Marx war Lewis Henry Morgans „Ancient Society“ (1877) gefolgt –, vor aller Geschichte also gab es ein goldenes Zeitalter der Frau, herrschaftsfrei und mythenselig, rekonstruierbar durch einen zielgerichteten Gang gegen die Geschichte⁶²: Abbau des Bösen, Häßlichen, herrschaftssüchtigen, Heroischen, eben des Männlichen. Zwei mythische Schichten werden abgehoben, eine vorindogermanische und eine keltische. Für die Nibelungen – sie sind wieder mein Beispiel – bedeutet dies: es gibt „echte Siegfriedsagen“ mit den Hauptgestalten Siegfried und Brünhild, und es gibt ein Mythenschema: „Initiation durch den Kampf mit dem Drachen; Erweckung der Jungfrau und heilige Hochzeit mit ihr; Tod auf der Jagd, verursacht durch ebendieselbe Jungfrau“.

Der Drache – ich führe weiter, ganz unsystematisch, in das mythische Denken ein – ist eine Erscheinungsform der Todesgöttin, sein Blut, in das Siegfried den Finger taucht – er wird dadurch nach der nordischen Sage die Sprache der Vögel verstehen –, dieses Blut, so Göttner-Abendroth, inspiriert magisch. Der Hort, den nach der

Sage Siegfried sich im Nibelungenland erobert, symbolisiert – hier trifft sich die Mythologin mit Ansichten des vergangenen Jahrhunderts – „den Reichtum der Fruchtbarkeit im Schoß der Erde“. Brünhild, auch der Fruchtbarkeit zugetan, ist, weil sie den Liebesgürtel trägt – Siegfried wird ihn ihr in pikant-burlesker Situation abnehmen –, eine Liebesgöttin, die in einer Jenseitswelt schläft. Indem sie Siegfried einen Gedächtnistrank reicht, vollzieht sie die heilige Hochzeit. Mit viel Platonik wird hier erkauf, worum es geht: die Hochzeit weiblich dominiert erscheinen zu lassen. Männliche Mythologen interpretieren anders, da begattet der Himmel die Erde⁶³.

Der Winterkönig – zu ihm wird Hagen stilisiert – tötet in einem kultischen Hirschspiel, das erotisch beginnt und dem Mythologenfreund Otto Höfler abgeschaut ist⁶⁴, Siegfried, der Baldur ist, dessen Tarnkappe eine Hirschmaske ist. Er hat ja in der Tat hirschverdächtige Beziehungen, denn der Ort, an dem Brünhild schläft, heißt Hindarfjall („Fels der Hirschkuh“). Aber daß er nun eine Hirschmaske tragen soll, daß er „hürnen“ nicht heißt, weil seine Haut aus Horn, dem verfestigten Drachenblut, ist, wie die Sage einstimmig behauptet, sondern weil er mit Hirschhörnern geziert ist, das legt doch die Vermutung nahe, daß er, der Mann, aus purer matriarchaler Lust gehörnt und zum Hirsch verwandelt wurde: „durch und durch matriarchal“, so der Mythologin zufriedenes Fazit über den alten Siegfried-Mythos.

Gunther, der germanische Heerkönig, soll dann diese frauenfreundliche Mythe rüde zugeschüttet haben: er raubte dem Heros die Göttin und heiratete sie selbst, degradierte sie zum Besitz. Der Heros muß – patriarchal-perfide Umkehrung der Mythe – helfen, die Gattin, die doch einst *seine* Göttin war, zu erobern. So ist der matriar-

chale Heros (Siegfried) zum patriarchalen Dümmling geworden und die Frau (Brünhild) erniedrigt.

Das Bild von der Göttin und ihrem Helden preist Göttner-Abendroth als eine „utopische Leitidee“⁶⁵ in schwerer Zeit: „Wie sollen wir ihre (der Göttin) Mythologien für uns heute weiterdichten, wenn nicht im Sinne einer leitenden Idee, die uns in dieser desolaten Zeit ein utopisches Licht aufsteckt?“⁶⁶ Und so kehrt denn auch die blaue Blume der Romantik im „ozeanischen Blau“⁶⁷, das die Göttin zierte, zurück.

(4.) Vom Ast

Die Genesung der Altgermanistik fällt mit einem verstärkten Mythenbedarf unserer Jahre zusammen, der sich in ihr ebenso spiegelt wie in dem landesweit erwachten Interesse am Mittelalter. Man baut alte Instrumente nach, singt zarte Minne- und robustere Trinklieder mittelalterlicher Provenienz, besucht aufwendige Mittelalterausstellungen, zahlt Millionen für ein Evangelium, liest jene Stücke, von denen eingangs die Rede war. Das Wort vom „Mittelalter-Boom“ macht die Runde; treffend, denn da ist ein Gutteil USA-Import dabei. Kennedy hatte Camelot zum nationalen Symbol erhoben, Reagan mag Artus, und auch hierzulande haben Marion Zimmer Bradleys „Nebel von Avalon“ dicke, auflagenstarke Schwaden hinterlassen. Ein, gewiß glänzend erzählter, Mythentkitsch, angereichert mit matriarchaler Erotik. Dies alles stimmt nachdenklich. Zur literarischen Bildung taugt das wenigste, Umberto Ecos „Der Name der Rose“ zum Beispiel, das ich mit dem Besten von Thomas Mann vergleichen darf.

Das neue Mittelalter ist schön-sinnlich vor grauelig-pesthaftem Hintergrund; wie eine Novelle Boccaccios. Genußfähig auf jeden Fall, zum Staunen und Mitma-

chen, kindgemäß und wunder-voll. Geschichte wird bedarfsgerecht verklärt, Mythen zweiter Klasse entstehen als Lebenshilfe und Utopie⁶⁸. In der Tat, eine neue Kindlichkeit.

Literarische Bildung hat hier ihre Aufgabe, wenn sie die Geschichte illusionslos zurückholt: Weniger Artus, mehr Nibelungen; und zwar von den wirklichen, wie sie der Dichter um die Wende zum 13. Jahrhundert erzählt hat, den illusions- und utopielosen. Ein anderer desillusionierender Held des Mittelalters könnte Hilfe leisten, der Eulenspiegel.

Man könnte angesichts der Diagnose über die Rekonvaleszentin eigentlich zufrieden sein. Wenn ich dennoch an dem Ast säge, auf dem ich sitze, und der doch gerade wieder etwas Grün ansetzt, dann deshalb, weil mir der mythologische Dung Kopfzerbrechen macht, der die Ursache des neuen Grüns ist.

Anmerkungen

- ¹ Blumenberg, Hans: Arbeit am Mythos. Frankfurt 1979, S. 41.
- ² Marquard, Odo: Zeitalter der Weltfremdheit? Beitrag zur Analyse der Gegenwart, in: Gießener Universitätsblätter 18 (1985), H. 2, 9–20, S. 13.
- ³ Briefe der Brüder Grimm an Savigny. Aus dem Savignyschen Nachlaß hrsg. in Verbindung mit Ingeborg Schnack v. Wilhelm Schoof. Berlin 1953, S. 80.
- ⁴ Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Hrsg. v. Herman Grimm u. Gustav Hinrichs. 2. Aufl. v. Wilhelm Schoof. Weimar 1963, S. 37.
- ⁵ Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von: Ausgewählte Schriften. Hrsg. v. Manfred Frank, 6 Bde. (suhrkamp taschenb. wissenschaft 521–526) Frankfurt 1985, Bd. I, S. 554.
- ⁶ Ebd., S. 671 f.
- ⁷ Ebd., Bd. II, S. 169 ff.
- ⁸ Ebd., Bd. I, S. 671 f.
- ⁹ Ebd., S. 672.
- ¹⁰ Ebd., Bd. II, S. 453.
- ¹¹ Grimm, Jacob: Kleinere Schriften. Bd. I. Berlin 1879, S. 283.

- ¹² Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm. Bearb. v. Reinhold Steig. Stuttgart, Berlin 1904, S. 189 f.
- ¹³ J. Grimm (Anm. 11), S. 401 f.
- ¹⁴ Jendreck, Helmut: Hegel und Jacob Grimm. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaftstheorie. Berlin 1975, S. 282 f.
- ¹⁵ Vgl. Ehrismann, Otfried: Philologie der Natur – die Grimms, Schelling, die Nibelungen. In: Brüder Grimm Gedenken Bd. V. Marburg 1985, 35–59, S. 38 ff.
- ¹⁶ Grimm, Jacob: Kleinere Schriften. Bd. IV. Berlin 1884, S. 91.
- ¹⁷ Ebd., S. 74.
- ¹⁸ Vgl. ebd., S. 12–14 und Schelling (Anm. 5), Bd. II, S. 467.
- ¹⁹ Schelling (Anm. 5), Bd. II, S. 233.
- ²⁰ Ebd., S. 515.
- ²¹ J. Grimm (Anm. 16), S. 86.
- ²² J. Grimm (Anm. 11), S. 399.
- ²³ Grimm, Wilhelm: Kleinere Schriften. Bd. I. Berlin 1881, S. 94.
- ²⁴ J. Grimm (Anm. 16), S. 75.
- ²⁵ W. Grimm (Anm. 23), S. 98.
- ²⁶ Grimm, Wilhelm: Kleinere Schriften. Bd. II. Berlin 1882, S. 214.
- ²⁷ Schelling (Anm. 5), Bd. I, S. 671 f.
- ²⁸ Steig 1904 (Anm. 12), S. 117.
- ²⁹ Ebd.
- ³⁰ Vgl. J. Grimm (Anm. 11), S. 156; Ehrismann, Otfried: „Die alten Menschen sind größer, reiner und heiliger gewesen als wir“ – die Grimms, Schelling; vom Ursprung der Sprache und ihrem Verfall. In: Zs. f. Literaturwiss. u. Linguistik 16, 1986.
- ³¹ Schelling (Anm. 5), Bd. II, S. 242.
- ³² J. Grimm (Anm. 11), S. 400.
- ³³ Schelling (Anm. 5), Bd. II, S. 241.
- ³⁴ W. Grimm (Anm. 23), S. 66.
- ³⁵ W. Grimm (Anm. 26), S. 215.
- ³⁶ J. Grimm (Anm. 16), S. 75.
- ³⁷ Schelling (Anm. 5), Bd. II, S. 515.
- ³⁸ Steig 1904 (Anm. 12), S. 117.
- ³⁹ W. Grimm (Anm. 23), S. 184.
- ⁴⁰ Steig 1904 (Anm. 12), S. 233.
- ⁴¹ J. Grimm (Anm. 16), S. 35.
- ⁴² J. Grimm (Anm. 11), S. 399 f.
- ⁴³ Schelling (Anm. 5), Bd. I, S. 681.
- ⁴⁴ Ebd., 697; Bd. II, S. 242.
- ⁴⁵ Ebd., Bd. I, S. 697.
- ⁴⁶ J. Grimm (Anm. 16), S. 84.
- ⁴⁷ Steig 1904 (Anm. 12), S. 234.
- ⁴⁸ „Völuspá“ Strophe 49 und 51, in: Die Edda. Übertragen von Felix Genzmer. Eingeleitet von Kurt Schier. Köln 1984, S. 33.
- ⁴⁹ Naumann, Hans: Wandlung und Erfüllung. Stuttgart 1933.

- ⁵⁰ Ders.: Das Weltbild der Germanen. Leipzig 1935, S. 3.
- ⁵¹ Ders.: Germanischer Schicksalsglaube. Jena 1934.
- ⁵² Naumann 1935 (Anm. 50), S. 21; 1934 (Anm. 51), S. 27.
- ⁵³ Korff, Hermann August: Die Forderung des Tages. In: Zs. f. Deutschkunde 1933, 341–345, S. 341.
- ⁵⁴ Schröder, Franz Rolf: Germanentum und Alteuropa, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 22, 1934, 157–212.
- ⁵⁵ Ders.: Germanische Heldendichtung. Tübingen 1935, S. 42.
- ⁵⁶ Die Zitate ebd.
- ⁵⁷ Naumann 1935 (Anm. 50), S. 6.
- ⁵⁸ Schröder 1935 (Anm. 55), S. 28 f.
- ⁵⁹ Die Zitate in Naumann, Hans: Rüdigers Tod, in: Deutsche Vierteljahrsschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. 10, 1932, 387–403, S. 401 ff.
- ⁶⁰ Dieses und die folgenden Zitate im 2. Abschn. in ders.: Das Nibelungenlied eine staufische Elegie oder ein deutsches Nationalepos? In: Euphorion 42, 1942, 41–59.
- ⁶¹ Vgl. z. B. Müller, Klaus E.: Die bessere und die schlechtere Hälfte. Ethnologie des Geschlechterkonflikts. Frankfurt, New York 1984; Leroi-Gourhan, André: Die Religionen der Vorgeschichte. (edition suhrkamp NF 73) Frankfurt 1981.
- ⁶² Vgl. zum Folgenden Göttner-Abendroth, Heide: die Göttin und ihr Heros. Die matriarchalen Religionen in Mythos, Märchen und Dichtung. München 1984. Vgl. die Bemerkungen und Zitate zum Nibelungenlied dort S. 211–217.
- ⁶³ So etwa Schröder, Franz Rolf: Mythos und Heldensage (1955). In: Zur germanisch-deutschen Heldensage. Hrsg. v. Karl Hauck (Wege der Forschung Bd. 14). Darmstadt 1965, 285–315.
- ⁶⁴ Vgl. Höfler, Otto: Siegfried, Arminius und die Symbolik. In: Fs. f. Franz Rolf Schröder. Heidelberg 1959, 11–121.
- ⁶⁵ Göttner-Abendroth 1984 (Anm. 62), S. 9.
- ⁶⁶ Ebd.
- ⁶⁷ Ebd., S. 6.
- ⁶⁸ Vgl. Frank, Manfred: Der kommende Gott. Vorlesungen über die neue Mythologie (edition suhrkamp NF 142). Frankfurt 1982, S. 50.



Hessisches Staatsbad Bad Salzhausen

Zwischen Wetterau und Vogelsberg

- Ein Heilbad voller Romantik
- Ruhig und waldreich
- Ideal für Urlaub und Kur
- Heilanzeigen: RHEUMA – HERZ – NERVEN –
KREISLAUF – ATEMWEGE
- Kurmittelhaus und Solebewegungsbad
- Therapiebecken für spezielle Rheumabehandlung
- Vielseitiges Veranstaltungsangebot – Kurmusik
- Solebewegungsbad täglich geöffnet

Information: Kurverwaltung 6478 Bad Salzhausen

Telefon: (06043) 561 – Solebewegungsbad 563